

Lauter Felsen in der Wasserflut

Franz Schmidts Oratorium „Das Buch mit sieben Siegeln“ gilt als ein Monstrum der Musikliteratur. Im Düsseldorfer Symphoniekonzert kam es jetzt zur Aufführung. Das Ende der Zeiten brach in der Tonhalle mit beeindruckender Macht an.

Der Komponist Franz Schmidt (1874 bis 1939) ist uns einzig durch ein Bröckchen musikalischer Eindringlichkeit vertraut: durch das Zwischenspiel der Oper „Notre Dame“. Über dem Rest seines Schaffens liegen Nebel und fahle Lichtverhältnisse, außerdem die Ahnung einer politisch nicht ganz astreinen Existenz. Doch als die politische Zeit in ihren Dämmerzustand trat, nahm Schmidt all seine Kraft zusammen und schuf ein zyklisches Oratorium, mit dem er das Ende der Zeit als Menetekel in Töne kleidete: „Das Buch mit sieben Siegeln“ als Vertonung der Geheimen Offenbarung des Johannes. Kurz vor der Uraufführung 1938 zogen Hitlers Truppen in Schmidts Österreich ein. Da war der Komponist bereits totkrank, doch wach genug zu wissen, dass hinter dem letzten Siegel das Ende einer behaglichen Zeit lag.

Schmidt war der geborene Apokalyptiker, denn in seinem Herzen pulsierte das Regelwerk der trutzigen Tradition, er schrieb wuchernde Füßen aus verschlungenen Kontrapunk-

ten, salbte den Klang mit brucknerischem Choral-Gestus und huldigte einer sozusagen kakanischen Tümllichkeit. Das „Buch mit sieben Siegeln“ ist vor solchem Hintergrund gewiss eine Beschwörung der allerletzten Romantik.

Aber es ist auch ein mutiger Versuch, mit Musik unerhörte Bilder zu beschwören: Wasserfluten, Drachenkämpfe, großes Schweigen, Krippenspiel, Packelschein und Himmelsbrausen. Was Schmidt an chromatischem Potenzial mobilisiert, ist teils gestrig, teils sehr modern. Ja, das „Buch mit sieben Siegeln“ hat erkennbar expressionistische Qualitäten, sogar in den gregorianisierenden Passagen und in seinem mild umflorten pentatonischen Getute.

Jetzt kam das imposante, wegen seiner maßlosen Dimension und horrenden Schwierigkeiten gefürchtete Werk in der Tonhalle unter Leitung des Gastdirigenten Leon Botstein zur Aufführung. Sie gelang beeindruckend - gestern sogar einen Tic besser als am Freitag. Als Ganzes war die

Darbietung, wie man so sagt, viel mehr als die Summe der Einzelheiten. Womit anfangen? Nun, an dem fulminanten Tenor Keith Lewis als enthusiastisch erregtem Erzähler Johannes führt kein Weg vorbei. Lewis sang die komplizierte Partie, die in ihrer selbstmörderischen Anlage an den dritten „Tristan“-Akt erinnert, mit loderner Intensität, mit Glanz, Sicherheit in der Intonation und exzellenter Aussprache. Schade, dass sich Lewis uns hohe A herum ein wenig unwohl fühlte. Trotzdem war er fabelhaft - ein wahrer Held und Fels.

Nun der Chor des Musikvereins. Er hat ein paar unruhige Wochen hinter sich, mit Knechtschaft von Sonderproben und Privatstudien - aber sie haben sich gelohnt. Zumal für einen Chor ist das Stück grimmig schwer, doch der Musikverein hob es schier mühelos in den Himmel. Man staunte über klangvolle A-cappella-Felder (in Frauen- wie Männerchor), über die Schnellsprech-Deklamation und über die Uner-schütterlichkeit in den strudeligen „Wasserfluten“.

Mitunter fühlte sich der Chor (etwa in Fugen) gewiss wie im Harnsterrad, dessen notorischer Kreislauf keinerlei Entwicklung zu erzeugen scheint. Gleichwohl wirkte das Plätschern eines Stillstands durch Bewegung höchst bestechend; am Ende jeder Phrase setzt Schmidt immer ein Glanzpunkt-Ausrufezeichen; jedes einzelne kam beschwingt heraus. Und als am Ende das hohe H des gottvol-len „Hallelujah“-Chors wirklich gleichend und unbestechlich aus dem Sopran fuhr (keinen „heulenden Weibern“), da war man wie früher ein ganz großer Fan unseres Musikvereins. Na gut, ein paar Ecken waren nicht pingelig ausgefüllt - doch kann mir mal jemand einen Chor nennen, der dieses Monstrum ähnlich qualifiziert zu singen imstande ist?

Weiter geht das Hohelied bei den übrigen Solisten: Zu Dank war man besonders Herbert Lippert verpflichtet, der die Partie des Quartett-Tenors ohne Probe für den erkrankten Igor Filipovich sang; er konnte sich deshalb so mühelos und lyrisch

frei entfalten, weil er das Werk seit seiner Aufnahme unter Harnoncourt vor zwei Jahren offenbar noch unverehrt im Köpfchen hatte. Julie Kaufmann zog erlesene Sopransonnenlinien, Zoryana Kuspipler glühende Mezzofarben, Michael Dries wartete mit erzener, gut gerundeter Bass-Tiefe auf. Als Stimme des Herrn, einer logischerweise kolossalen Aufgabe, war Carsten Stabell nicht überfordert. Das Niveau war also höchst hoch.

Botstein dirigierte seinen Schmidt im Bewusstsein, dass es da viel zu koordinieren und wenig zu interpretieren gibt. Seine Übersicht war ein Seiker brachten zahllose Meisterleistungen hervor, exzellent das Blech auf allen Ebenen. Glänzend auch der ruhige, sehr souveräne Raimund Laufen an der Orgel.

Allen Unkenrufen zum Trotz: Es war prächtig und würdig. Gottes Zorn wird ausbleiben. Nach beiden Aufführungen hymnischer Beifall, zahlreiche Bravi, Blumen aus charmanter Hand. WOLFRAM GOERTZ